



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Munterbach, M. B. von: Altsächsisches Kunstgewerbe

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

auch eine Fessel für den Lehrer. Umfaßt das Lesebuch nun einmal, wie es jetzt thut, alle Gebiete des Weltlebens, dann wird der Lehrer auch gern aus einer reichen Auswahl schöpfen wollen, um bald an dies bald an jenes anknüpfend die Kinder auch an eigner Hand weiter zu führen. Hier tritt uns überhaupt neben der großen Bedeutung des Lesebuchs die noch viel größere des behandelnden Lehrers deutlich entgegen: der eine kann in einer Stunde den Kindern zu unverlierbarem Eigentum einprägen, was der andre mit tagelanger Besprechung nicht in sie hineinpredigt. Diesem nützt ein kurzes Lesebuch nichts, den ersten schränkt es nutzlos ein.

Im allgemeinen haben uns aber die ernstesten Grundgedanken Büngers über die rechte geistige Nahrung des Volks, denen er oft in begeistertem Tone Ausdruck giebt, sehr erfreut: man hört eine solche Sprache in der heutigen Lehrerbildung nicht überall. Gerade deshalb bedauern wir etwas, daß die Gestalt des ganzen Buches, das übrigens, einige Sprachversehen abgerechnet, auch durchaus angenehm zu lesen ist, nicht ganz geeignet scheint, ihm ausdauernde Leser zu gewinnen. Daß ein gewisser Schematismus bei dem sehr schwer zu ordnenden Stoffe unvermeidlich war, ist gewiß; aber die rund hundertfünfzig Kapitel des gegen sechshundert Seiten starken Bandes, dazu die fortwährende Unterbrechung durch die eingefügten kleinen Biographien der Lesebuchverfasser geben dem Werke etwas zu sehr den Charakter eines Nachschlagebuchs, nicht eines „Lesebuchs.“ Für einen kleinen Kreis mag das Buch in der vorliegenden Gestalt ein großes Bedürfnis gewesen und nun ein dauernd wertvoller Besitz sein. Entschloße sich aber Bünger vielleicht, noch einmal in einem bedeutend knappern Werke die Hauptergebnisse seiner umfangreichen Forschungen zusammenzufassen, so könnte er uns wohl ein Werk schenken, das nicht nur ein kleiner Teil der Lehrerbildung mit Genuß und Vorteil lesen würde.



## Altstädtisches Kunstgewerbe

Von M. B. von Munterbach



Als König Geisa II. um die Mitte des zwölften Jahrhunderts deutsche Kulturarbeiter aus dem Lande zwischen Mosel und Rhein nach Siebenbürgen in das desertum rief, brachten die Einwanderer die blühenden Schätze abendländischer Errungenschaften in das verödete Waldland jenseits der Karpaten. Galt es hier nun zuerst für die Kolonisten, sich die notwendigsten Lebensbedingungen mühsam zu verschaffen, so wurde es bald ihre andre und größere Sorge, die einmal ausgesäte Kultur der Heimat zu sichern, auszubauen und zu verbreiten. Gerade wie die Przemisliden in Böhmen wußten auch die Arpaden in Ungarn, daß nur deutsche Ansiedler die staatliche Macht zu stärken und den wirtschaftlichen Zustand zu heben vermochten. Natürlich mußte überall da, wo Hand und Geist deutscher Kolonisten zu Werke gingen, alles bald ein ausgesprochen deutsches Gepräge aufweisen. So konnten die überlegene Bildung und der

überlegne Fleiß der eingewanderten Sachsen in ihrer neuen Heimat Siebenbürgen nur deutsche Kultur aufpflanzen. Allerdings wurde die junge Saat oft arg gefährdet und stellenweise fast vernichtet. Der Mongole und der Türke, der Walache und der Magyar fanden in dem Wohlstande des aufstrebenden Sachsenvölkchens willkommene Beute. Aber die Erbtugend des niederdeutschen Schlags, die zähe Ausdauer, ließ die so schwer Betroffenen nicht lässig werden, zumal da ihnen auf der andern Seite der rege Verkehr mit dem alten unvergessenen Mutterlande immer frische Nahrung bot. Nur wer „ehrlich und fromm, nämlich deutscher Art“ war, galt ihnen als Gast und Genosse. Ob der Handwerksbursch aus Wien oder Graz, aus Liegnitz oder Grimma, aus Straubing oder Raftenburg kam, er war willkommen, wenn und weil er „deutscher Art“ war. Die wandernden Gesellen aus dem „Reich“ und die sächsische Jugend, die auf deutschen Hochschulen studierte, waren mit den zur Messe reisenden Leuten die vermittelnden Träger zwischen Deutschland und Siebenbürgen. Kein Wunder also, daß alles Sächsisch-siebenbürgische die gewollte deutsche Art ausstrahlt, und daß, abgesehen von wenigen Erscheinungen des äußern Lebens, das sich ja der fremden Umgebung anpassen mußte, jede Bethätigung auf dem großen Gebiet der Kunst Zeugnis von deutschem Geiste ablegt.

Man kann von einem Volke, das vom Schicksal in einen ununterbrochenen Kampf hineingedrängt worden ist, der täglich seine Existenz neu bedroht, wahrlich keine voll ausgereiften Kunstschöpfungen erwarten. Man muß vielmehr erstaunen, daß eine von allen möglichen Widerwärtigkeiten umlauerte und angegriffene Kulturoase, obgleich die Selbsterhaltung den ganzen Inhalt ihres Fühlens, Denkens und Handelns ausmacht, dennoch Kunstgebilde zu zeitigen vermochte, wie wir sie bei den siebenbürgischen Sachsen finden. Sie haben die in den Dienst ihres Lebens gestellte Kunst mit bewundernswertem Geschick betrieben und entwickelt. Was die 200 000 Sachsen, die sich heute als echte Nachkommen jener deutschen Einwanderer bekennen, an Kunstwerken geleistet haben, verdient auch darum liebevolle Würdigung, weil sie in weiser Erkenntnis ihrer nationalen und staatlichen Abhängigkeit die künstlerischen Schöpfungen immer als ein erziehendes Mittel zur Reinhaltung ihres ererbten Volkstums betrachteten und benutzten. Darum lag ihnen jeder eitle Ehrgeiz fern, auf dem Gebiete der eigentlichen Kunst mit andern in den Wettbewerb zu treten, die den Geldmangel ebenso wenig kannten wie die Gefahr vor dem gänzlichen Untergang, und die in inniger Berührung mit hochentwickelten volkreichen Nationen neue Anregungen erhielten und gaben.

Wie fast überall während des Mittelalters fand die Kunst in Siebenbürgen ihre einzige Pflege auf dem Boden des blühenden Gewerbes. Wurde sie sonst schon handwerksmäßig betrieben, so noch mehr in den sächsischen Städten, in denen die Zünfte doch mehr politische und soziale Einrichtungen waren als ästhetische oder pädagogische. Aber von den ersten Tagen der Niederlassung bis ins späte Mittelalter hinein hieß es langsam vorgehn. Die Segnungen der damaligen Kultur waren im Hochlande der Karpaten zur Zeit der deutschen Einwanderung ebenso unbekannt wie den Kolonisten die ihrer harrenden Mühen und Gefahren. Die Sorge um die Unterkunft zwang sie bald, ihre Zelte in festgefügte Häuser zu verwandeln. Material zum Bau lieferten die riesigen Wälder. Aus Holz bestanden die Wohnstätten mit Stallung und Wirtschaftsraum, und aus Holz auch die Kirchen. Die Grundrisse des Gehöftes zeigen eine rheinfränkische Bauart, die Anlage des Fleckens trägt einen niederdeutschen

Charakter. Durch das Wachstum der Siedlungen wurde man jedoch allmählich zu Steinbauten genötigt. Und da zur Zeit der Auswanderung am Rhein der romanische Stil herrschte, so tritt er in den ältesten Gotteshäusern des Sachsenlandes ebenfalls zu Tage. Vollständig erhalten haben sich nur die Kirchen in Mönchschorf, Urwegen und Michelsberg. Der letzte Ort hat vielleicht die älteste sächsische Kirche. An Schönheit übertrifft sie aber der Weissenburger oder Karlsburger Dom, dessen Vorbilder jedenfalls in der Normandie oder in Mitteldeutschland zu suchen sind. Überbleibsel von Baudenkmalern romanischen Stils und mit romanischer Ornamentik finden sich in stattlicher Anzahl. Merkwürdigerweise — und vielleicht leistet dieser Umstand hilfreiche Hand zur Aufklärung über die Wege der Kolonisation — trifft man die Überreste romanischer Baukunst nur zwischen Weissenburg und Repp, wenige im Burzenlande südlich von Kronstadt. Die wiederhergestellte Kirche in Mönchschorf, das zu dem Bistumtum des Weissenburger Bistums gehörte, muß noch besonders erwähnt werden. Nach Art der im Jesuitenstil erbauten Kirchen wird sie über dem Haupteingang an der Westfront von zwei ganzen Türmen überragt, während in Weissenburg oder Kronstadt der Turmbau wie bei vielen bekannten gotischen Domen auf halbem Wege stecken geblieben ist. Auch bei der Michelsberger Kirche fehlen die beiden Türme. Dagegen hat hier der Steinmetz die rundbogigen Arkaden und das hohe Portal wunderbar ausgearbeitet.

Etwa ein Jahrhundert nach der Grundsteinlegung des Kölner Doms kam der gotische Baustil nach Siebenbürgen. Ehe man den reinen gotischen Stil anwandte, schuf man Bauten mit den Charakterzügen beider Architekturen. Diese Merkmale der Übergangszeit findet man an der Kirche zu Sächsisch-Reen, St. Bartholomä, und an der Kerzer Abtei, der einzigen im Sachsenland; sie ist heute eine herrliche Ruine. Um das Jahr 1400 entstand die erste Kirche im gotischen Stil, die sogenannte „schwarze“ Stadtpfarrkirche zu Kronstadt. Sie darf als das vornehmste Baudenkmal ihrer Art gelten.

Es wäre ungerecht, die gotischen Kirchen Siebenbürgens nach dem Kölner Dom zu beurteilen. Schlicht, nüchtern, oft ungeschlachtet sehen die Sachsenbauten gotischen Stils aus. Die Strebe Pfeiler haften an der Mauerwand; die Türen sind derb und ungegliedert; die Ecktürmchen fehlen häufig; die Verzierung ist sparsam verteilt. Doch derartige Unzulänglichkeiten haben ihren Grund. Die Sachsen waren vielleicht wohlhabende Bürger und Bauern; aber ihnen, die gänzlich auf ihre Säcke und Fäuste angewiesen blieben, fehlte jede helfende Geldquelle. Sie mußten sich mit dem bescheidenen Material von Back-, höchstens Bruchsteinen begnügen. Einzig Kronstadt besaß reichlichere Mittel zur Beschaffung von Haussteinen. Der Mangel an Haussteinen verbot die stilgerechte Durchbrechung der Wand, auch fehlt die kräftige Wirkung des behauenen nackten Gesteins. Ferner läßt die bedrohte Lage des Sachsenvolks, wodurch es zur Beschleunigung des Baues getrieben wurde, das Fehlen jedes Schmucks begreiflich erscheinen. Im Innern holte man nach, was man am Äußern unterlassen mußte. Nur zu oft mußte eben jede Verschönerung unterbleiben, denn Kriegsgnot wütete beständig im Lande. Dieser kaum unterbrochene Kriegszustand hat einen für die Sachsen überaus charakteristischen Baustil gezeitigt, den der Kirchenkastelle und Verteidigungskirchen. So haben die Sachsen, als sie ummauerte Gotteshäuser schufen, ihre Geschichte wirklich mit Lapidarschrift geschrieben.

Die Kirchenbefestigungen gehören fast ausschließlich dem dreizehnten, vier-

zehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert an. Um die Kirche als die erhaltende Kraft ihres nationalen Daseins waren die Sachsen am lebhaftesten besorgt. Im Burzenland sind sie, der Anlage des Dorfes gemäß errichtet, von geradezu erstaunlicher Widerstandsfähigkeit. Das größte der sächsischen Kirchenkastelle ist das in Tartlau. Eine Hauptmauer von drei bis fünf Metern Dicke, eine zweite Ringmauer und ein Wassergraben umgeben es; ja in der Gemeinde Petersberg zieht sich noch um den Graben eine dritte Mauer. Das an Türmen reichste Kastell mag Neustadt mit seinen neun, dann Honigberg mit sieben Türmen sein. Die Innenwand der Ringmauer ist zwei, drei Stockwerk hoch und in Kammern geteilt, die nach der Hofseite durch einen hölzernen Rundgang verbunden sind. Dorthin flüchteten die Landleute in unruhigen Zeiten mit ihrer Habe, die im Vorhof Unterkunft fand. Brunnen, Backöfen, selbst Rosmühlen durften nicht fehlen. Während in den Kirchenkastellen der Charakter der Kirche als Bethaus immerhin nach Möglichkeit gewahrt blieb, wich er bei dem Bau der Verteidigungskirchen beinahe vollständig zu Gunsten der Verteidigung. Um Kastelle mit Mauer und Graben anzulegen, fehlte das Geld; so befestigte die ärmere Gemeinde die Kirche. Man verengte die Fenster oder ließ sie an gefährdeten Punkten ganz fort. In einigen Ortschaften führte man rechts und links plumpe Verteidigungstürme auf. An der Keißder und der Klosdorfer Kirchenburg wiederum bilden die auf den Strebepfeilern ruhenden Rundbogen einen sogenannten Umlauf für die Verteidiger. In Dennsdorf diente die erhöhte Anlage des Chors, in Radeln schon das Schiff zur Verteidigung. Ganz vereinzelt, ohne im geringsten an die Anlage einer Kirche zu erinnern, stehen die Kirchen zu Baaszen und Schweischer da; es sind einfache klotzige Türme, in denen dem Chor nur ein sehr bescheidener Raum gegönnt worden ist.

Bis auf geringe Ausnahmen, wie etwa das lauschtige Hermannstädter Rathaus, das ehemals ein Privatbau war, hat man künstlerische Profanbauten während des Mittelalters auf dem Königsboden kaum aufgeführt.

Ein größeres Gebiet als der Baukunst stand dem Kunsthandwerk offen. Allerdings betätigte es sich zu Anfang vornehmlich im Dienste der wohlhabenden und prachtliebenden Kirche. Als aber dank des Fleißes und der Umsicht der Sachsen nach und nach Wohlhabenheit im deutschen Bürgertum allgemeiner wurde, und das langsame Eindringen des Humanismus und der Renaissance veredelnd auf die Ansprüche des Lebens zu wirken begann, wurde die Kleinkunst von den begüterten Städtern besonders gepflegt und gefördert. Der große Aufschwung des sächsischen Handels, der sich bis Venedig und Byzanz, bis Krakau und Danzig, bis Köln und Basel hinauswagen durfte, schuf auch dem Gewerbe eine ungeahnte Entwicklung. Und im Handel wie im Gewerbe zeigte sich andauernd die Befruchtung vom deutschen Mutterlande. In Hermannstadt, dem Vorort des eingewanderten Stammes, in Kronstadt, in Mediaş, Schäßburg, Broos und Mühlbach, selbst in Klausenburg, überall blühte das Handwerk und die von ihm gepflegte Kleinkunst. Die siebenbürgischen Sachsen, die im „Reich“ Umschau hielten, um ihr Wissen zu mehren und dann die Volksgenossen zu unterweisen, brachten von ihrer Reise als schönste Gabe die Kunde vom neuen Geschmack und von seinen Schönheitsgesetzen, und die wohl karglich aber stetig sickernde Nacheinwanderung aus den verschiedensten deutschen Gauen lehrte die Sachsen ihre kunstgewerblichen Arbeiten immer mehr ausgestalten und vervollkommen.

Den engen Zusammenhang mit Deutschland zeigen recht anschaulich die Bilder am alten Hermannstädter Altar; es sind zum Teil gelungne Kopien nach Albrecht Dürer. Man muß zugeben, daß sich in der Malerei gemeinhin eine gewisse Handwerksmäßigkeit breit machte. Nur einzelne künstlerisch wirklich hervorragende Leistungen sind vorhanden. Wenn auch die Bilderwerke an den Chorwänden der Hermannstädter und Mediacher Kirchen kein tieferes Interesse wachzurufen vermögen, so ist die noch nicht ganz zerstörte Darstellung einer Verehrung Christi in der Turmkapelle von Birnhalm von entschiedenem Wert. Leider — dieses tadelnde Bedauern kann ich nur wiederholen — lassen sich die maßgebenden Kreise unter den Deutschen Siebenbürgens die Instandhaltung derartiger Schätze herzlich wenig angelegen sein. Sie sollten bedenken, daß jede Zerbröcklung einer Schöpfung ihrer klein umgrenzten Kunst dem Verlust kulturgeschichtlicher Werte und damit auch nationaler Schätzung gleich kommt. Unter dem Einfluß der Renaissance hat Johann von Rosenau mit das bedeutendste Bildwerk geschaffen: die Kreuzigung Christi am Nordchor der Pfarrkirche in Hermannstadt. Dieses schöne Werk ist im Jahre 1445 gemalt worden; es offenbart das lebhafteste Bestreben des Malers, vollblütige Wirklichkeit auszudrücken; die Frauen unter dem Kreuz erscheinen z. B. in sächsischer Tracht.

Auf hoher Stufe stand in dem Ansiedlerlande die Kunst der Erz- und Glockengießerei. Schon im Jahre 1380 sitzt im „innern Rat der Stadt Schäßburg“ Jakob Wal, der „Archler“; und Archler heißt Geschützmeister. Es ist in der That eine große Entwicklung von der Herstellung des eigentümlichen schmiedeeisernen Glöckchens auf der Keisder Burg bis zum Guß der ehernen Standbilder der Ungarnekönige Stephan, Emmerich und Ladislaus aus dem Jahre 1370 oder bis zur Vollendung des Reiterstandbilds des heiligen Georg, das seit 1373 im Prager Strahow steht. Groß war die Zahl der Glockengießer. Die Kirchenglocke zu Madesch ist die erste, die eine deutsche Inschrift erhielt, und zwar in der sächsischen Mundart: „Helf göt, maria beröt“ (berate); sie wurde 1470 gegossen. Gefällige Formen verstanden die Kunstgießer ferner den Taufbecken zu geben, deren weiche, kelchähnliche Rundungen angenehm auffallen. Auch manches Zeichen gediegener Kunstschlosserei, obenan das Schloß an der Sakristei zu Birnhalm mit seinen neunzehn Riegeln, hat sich erhalten. Die Satzungen der Zünfte, die in allen Sachsenstädten zu üppiger Blüte gediehen, mögen zwar die freiere selbständige Kraftentfaltung künstlerischer Fähigkeiten unterdrückt und eingeschnürt haben; aber sie haben doch infolge ihrer hohen Anforderungen unzweifelhaft die allgemeine Gewerthätigkeit bedeutend gehoben. Weil das Ansehen der Zünfte nach ihrer Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit bemessen wurde, lag ihnen viel daran, nur tüchtige Meister aufzunehmen. Die gute Wirkung blieb da nicht aus. Man überbot sich, soweit es die engen Zunftregeln der „Zechen“ zuließen, in vorzüglicher Arbeit. Die erfolgreichste kunstgewerbliche Thätigkeit erschloß sich den Steinmeßern, den Holzbildhauern, den Zinngießern und vornehmlich den Goldschmieden.

Im Anfang waren die Steinmeßer zumeist auf die ornamentalen Arbeiten an Thoreingängen oder Rundbögen, an der Säule oder Nische angewiesen. Reliefarbeiten stammen aus der zweiten Periode. Ein vortreffliches Werk dieser Art schmückt die Südwand des Hermannstädter Chors; es stellt den Heiland auf dem Ölberg dar, den Engel über ihm, neben ihm die schlafenden Sünger. Das Ganze zeigt eine durchdachte ausdrucksvolle Arbeit, in der jede

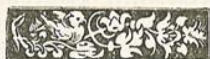
Übertreibung vermieden ist. In späterer Zeit versuchte man sich direkt in der Herstellung von Denkmälern, besonders von Grabsteinen. Der beste Vertreter dieses Gewerbes dürfte Elias Nikolai gewesen sein. Noch umfangreicher als die Steinmetzen konnten die Schreiner ihre Kunst ausüben und entwickeln. In keiner Dorfkirche im Lande jenseits des Königssteiges fehlen an Chor und Gestühl die ausgezeichneten Holzschnitzereien. Hermannstadt, Schäßburg, Bistritz, Tartlau, Petersberg bergen wunderbare Stücke. Ein besonderes Kunstwerk besitzt Denndorf: es stellt einen knieenden Geistlichen in der bis zur Stunde wenig veränderten sächsischen Amtstracht dar, der einen schlank aufstrebenden Leuchter emporhält.

Um dem sächsischen Kunstgewerbe in Siebenbürgen volle Würdigung widerfahren zu lassen, muß man berücksichtigen, daß es in seiner Entfaltung schließlich doch auf sich allein angewiesen war. Sein Publikum war ihm ja in vorderster Reihe und für viele Erzeugnisse einzig und allein das kleine sächsische Volk in Siebenbürgen. Daß dieses ein so feines Verständnis dafür bekundete, ist doch eine bemerkenswerte Tatsache. Besonders zeigt sich dieser künstlerische Sinn in der Goldschmiedekunst. Das Zunftwesen machte auch unter den Goldschmieden seinen starken Einfluß geltend. Neben den Schlossern, Schneidern und Tischlern gehörten sie zu den großen Zünften. Ihre Vorschriften erlaubten nur die Aufnahme deutscher Lehrlinge oder Meister. In einem Nest wie Schäßburg, wo sich fünfundzwanzig Gewerbe zu neunzehn Zünften vereinigt hatten, lebten im Jahre 1617 siebenzehn Goldschmiedemeister. Wie lange das Handwerk schon bestanden haben mag, geht hervor aus den Klausenburger Zunftartikeln vom vierzehnten Jahrhundert. Und daß damals die Klausenburger Goldschmiede Deutsche waren, beweist der Gewaltstreik Stephan Bathoris, der 1576 die Zünftler dort zur Einstellung magyarischer Lehrlinge zwang. Man darf mit Fug und Recht annehmen, daß von den vierunddreißig Kelchen, die die Hermannstädter Kirche 1416, oder gar von den einundfünfzig, die sie etliche Jahre darauf besaß, eine entsprechende Zahl einheimischen Ursprungs war. In demselben Jahrhundert schlug die siebenbürgische Goldschmiedekunst eine selbständige Geschmacksrichtung ein; sie umrahmte die Ornamente, die das Email trugen, mit Draht und schuf damit die Drahtemailornamentik. Von glücklichster Wirkung sind die Kelche der Eibesdorfer Kirche. Den hervorragendsten Kirchenschatz zu besitzen, darf sich Heltau bei Hermannstadt rühmen.

Der Ruf der sächsischen Goldschmiedezünfte war im Deutschen Reiche nicht weniger wie im benachbarten Auslande fest begründet. Sogar von Stettin aus, wo übrigens die Satzungen den Lehrherren gleichfalls nur die Aufnahme deutscher Lehrlinge gestatteten, wendischer jedoch strenge verbot, kam Meister Lukas Marquardt 1519 gewandert und wurde Mitglied der Hermannstädter Zunft. „Borgermeister und Rathmannen der Stadt Halberstadt“ entboten 1520 ihren Gruß der Goldschmiedezunft der „Stadt Mediasch yn Ungarn.“ In derselben Stadt Mediasch und in Schäßburg ließen sich die Söhne des Nürnberger Meisters Veit Boß nieder. Im siebzehnten Jahrhundert stand die Goldschmiedekunst der Sachsen auf ihrem Höhepunkte dank der unerschöpflichen Gestaltungskraft und bewundernswerten Geschicklichkeit des Sebastian Hann. Der Sachsegraf Valentin Frank pries ihn mit den Worten, daß Hermannstadt durch die Kunst dieses Meisters ein Augsburg geworden sei. Sebastian Hann entlehnte den Stoff für seine künstlerischen Darstellungen, die bis ins

einzelne herausgearbeitet sind, sowohl der alten wie der biblischen Geschichte. Hermannstadt bewahrt manch kostbares Kunstwerk von ihm. Ein ungemein wertvolles Stück besitzt es ferner in einem Becher, dessen Deckel mit einem fein gemodelten Blumenstrauß geziert ist.

Nicht nur die Kirchen oder die Nationsuniversität oder die Städte trugen durch zahlreiche Aufträge zur Blüte der Goldschmiedekunst bei, sondern auch die Bürger und Bauern. Zierat und Schmuck des sächsischen Mannes und der sächsischen Frau haben ihre Geschichte, die eines Studiums würdig ist. Was an der Tracht des Mannes heutzutage weniger auffällt, da der „echte“ Gürtel dem ledernen Platz gemacht hat, das tritt bei der Kleidung der in der Tracht äußerst konservativen Frau um so überraschender hervor. Aus Kopfnadeln, Hefel und Gürtel setzt sich der Trachtenschmuck zusammen. In der Herstellung der Ziernadeln, der „Kolden,“ fand sich noch nicht, trotz der Verschiedenartigkeit dieses traditionellen Stückes, das richtige Feld für die erfinderische Kunst des Goldschmieds; das wurde erst durch den Hefel und den Gürtel geboten. Der Hefel ist der charakteristische Frauenschmuck. Das Bestreben, ihm immer neue, schönere Ornamentik und Arabesken und immer lebhaftere berechnete Edelsteinwirkung zu geben, trieb die Goldschmiede zu immer schöner ausgeführten Arbeiten an. Entzückende Erzeugnisse dieses eigentümlichen Brustschmucks haben sich noch aus der vorreformatorischen Zeit auf die jetzigen Geschlechter vererbt und erzählen von der einstigen Kunst und dem einstigen Reichtum im alten Sachsenlande.



## Litteratur

Freunde der Hausmusik machen wir auf eine Sammlung von geistlichen Liedern für eine Singstimme mit Begleitung des Klaviers oder der Orgel aufmerksam, die Heinrich Reimann unter dem Titel „Das deutsche geistliche Lied von der ältesten bis auf unsre Zeit“ bei N. Simrock (in Berlin) veröffentlicht hat.

Reichliches und richtiges Musizieren in Haus und Schule ist die Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung aller öffentlichen Musik. Wieviel ein Volk in der Tonkunst, wieviel sie ihm bedeutet, das hängt viel weniger vom Konzert und von Virtuosen ab, als von den Müttern und den Lehren, von dem Fleiß und dem Geist, der am Familienklavier beim Spielen und Singen herrscht. Ein paar Hefte guter Hausmusik sind vom patriotischen Standpunkte nicht weniger wert als eine bedeutende neue Sinfonie oder Oper. Die Reimannsche Sammlung, die zu dieser Klasse gehört, ist um so wärmer zu begrüßen, als sie geistliche Stücke bringt. Denn es ist eine Thatsache, daß bei den Bestrebungen zur Erneuerung des christlichen Lebens, die die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts auszeichnen, die alte Helferin Musik nicht so wie sonst herangezogen worden ist oder wenigstens nicht so, wie sie könnte, mit eingegriffen hat. Bei den hierher gehörenden fraglichen Versuchen fallen wohl jedem, der reine Ohren hat, die Posaunenchöre der christlichen Jünglingsvereine ein. Da wir uns aber hier an die Hausmusik zu halten